

JULI/AUGUST

2008

THEOLOGISCHE
HOCHSCHULE



FRIEDENSAU

DIALOG

GEMEINSAM GLAUBEN,
LEBEN, HANDELN –
DIE HOCHSCHULE
IM GESPRÄCH



ALUMNUS
MANOHAR RAJU
KANDIKATLA

SEITE 13

EIN VERNÜNFTIGER
GOTTESDIENST

SEITE 2

MUSIK – EINE GESCHICHTE
DES HEILS

SEITE 3

HOCHKULTUR UND POP-
KULTUR IM KONFLIKT?

SEITE 4

2. ALUMNITREFFEN IN
FRIEDENSAU

SEITE 13

UND VIELES MEHR ...

studieren
studieren
mit Visionen
mit Visionen

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

nun steht sie da, die neue Bibliothek, und wird von Studierenden, Dozenten und Besuchern auf die Probe gestellt. Am 14. Mai wurde sie feierlich ihrer Bestimmung übergeben. Froh sind wir darüber, dass alles zu einem pünktlichen und guten Ende gekommen ist – auch dass während der Bauzeit keine Unfälle zu verzeichnen waren – dafür sind wir besonders dankbar.

An dieser Stelle möchten wir all denen danken, die mit ihren Spenden dieses Projekt ermöglichten. Es ist eine Investition in die Zukunft der Hochschule, die auch durch diese Bibliothek ihre Attraktivität steigern und die Studierenden und Lehrenden angemessen bedienen kann.

Nun steht auch das Gästehaus kurz vor der Vollendung. Die ersten Gäste haben schon die neu umgebauten Zimmer bezogen, die alle mit Dusche und WC ausgestattet wurden. Nun fehlt noch der Aufzug, damit das Haus auch behinderten Gästen Gastlichkeit bieten kann.

Friedensau ist nicht nur ein Ort, an dem man gut studieren kann. Auch Urlaubsgäste kommen hier auf ihre Kosten. Wander- und Reitwege durch Wälder und Felder, gesäumt von Klatschmohn und Kornblumen, laden zur Erholung ein, und wer's sportlich mag, für den hält ein ansehnlicher Hochseilgarten einige Mutproben bereit.

Ebenso ideal ist Friedensau für Tagungen oder Gemeindeveranstaltungen. Räume in verschiedenen Größen und technischer Ausstattung stehen den Gruppen zu Verfügung. Die Gästehausverwaltung geht gerne auf die individuellen Anforderungen der Tagungsgäste ein. Mit viel Einfühlungsvermögen und kreativem Know-how sorgt die Chefin Ruth Walz mit ihrem Team, dass alles zur Zufriedenheit der Gäste getan wird.

Nun bleibt mir nur noch, allen einen guten und erholsamen Sommer zu wünschen. Vielleicht sehen wir uns diesen Sommer in Friedensau. Mich würde es freuen!

Martin Glaser

Ein vernünftiger Gottesdienst



von Johann Gerhardt

Der wöchentliche Gottesdienst ist Lebensäußerung einer Gemeinde. In ihm wird deutlich, was die Gemeinde glaubt und wie sie ihren Glauben lebt. Viel hat sich geändert seit den Anfängen in den ersten Hausgemeinden vor 2000 Jahren bis zu den heutigen professionell geleiteten Gottesdiensten. Doch trotz Wandel in Gestalt und Form ist Wesentliches geblieben. Dieses Wesentliche gilt es, in jeder Generation neu bewusst zu machen, damit Gottesdienst nicht zur Traditionsbewahrung verkümmert oder zu einem künstlichen „Event“ aufgeblasen wird, sondern der Ort ist, wo das Evangelium im Mittelpunkt steht.

Gottesdienst ist Bekenntniserinnern

Der Apostel Paulus hört nicht auf, seine Leser an das Evangelium zu erinnern (1 Ko 15,1 ff.), obwohl es ihnen bekannt ist. Wenn er dabei auf die Auferstehung verweist, die doch niemand in seiner Gemeinde erlebt hat, sagt er Wesentliches über diese Art von Erinnerung: Im Gottesdienst erinnern wir uns nicht in erster Linie an unsere eigenen Erlebnisse und zelebrieren oder beklagen sie, sondern wir werden erinnert an Wirklichkeiten, die über unser Leben hinausgehen und uns mit größeren Zusammenhängen verbinden, die wir im Glauben bekennen. So werden wir erinnert an Gott als Schöpfer der Welt; an Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen; an das Heil in Jesus Christus. Niemand von uns reicht mit seiner Erinnerung an die Heilstaten Gottes heran. Niemand hat jemals etwas zu der eigenen Erlösung bei-

getragen, die vor unserer Zeit und ohne uns geschehen ist. Im Gottesdienst werden wir daran erinnert durch unser Bekenntnis des Glaubens. Wir werden eingebunden in die „Wolke von Zeugen“ (Hbr 12) und unser Leben verbindet sich mit der Heilsgeschichte Gottes in Jesus Christus. Oft genug fehlen uns die Deutungsworte für die Geschehnisse der Gegenwart und wir verstummen vor dem Schicksal des Einzelnen oder der Welt. Dann lassen wir uns zurückfallen auf die Bekenntnisse derer vor uns: Hier ein Choral, in dessen Text sich unser Herz wiederfindet und zur Ruhe kommt, dort ein Psalmgebet als ein Gebet der Anbetung und des Vertrauens; hier das gemeinsam gesprochene Vaterunser, dort ein persönliches Bekenntnis. Im Mittelpunkt des Bekenntniserinnerns steht das Wort Gottes in seiner Kraft und nicht unsere oft so bedeutungsleere Wortmache.

Gottesdienst ist Vergegenwärtigung des Heils

Als Gottesdienstbesucher sind wir bedürftige Menschen. Wir kommen mit Erwartungen, suchen nicht nur die Freundlichkeit des Nächsten und ein gutes Wort von ihm, sondern wir suchen vor allem nach der Wirklichkeit des Evangeliums in der Gegenwart. Wenn zwei oder drei sich versammeln in Jesu Namen, dann ist er mitten unter ihnen, so lautet die Verheißung. Und immer, wenn Jesus gegenwärtig war und ist, wurde und wird Heil sichtbar. Ob dem Blinden die Augen geöffnet werden oder der Mann mit der verdorrten Hand heil

wird, die Gegenwart Jesu ist Zeichen des Gottesreiches, damals wie heute. Heil wird heute im Gottesdienst wirklich, wenn die Trauer getröstet wird, wenn die Schuld vergeben ist, wenn die Bitte erhört ist, wenn der Dank überfließt, wenn das Herz Zuversicht gewinnt für das Heute und Morgen. Heil wird gegenwärtig, wenn wir Abendmahl feiern und in der Fußwaschung einander dienen. Vor allem aber, wenn wir die Taufe von Menschen als Antwort auf den Ruf zum Glauben erleben. Ich selbst habe in einer Gemeinde das Gebet der Fürbitte als solch eine Vergegenwärtigung erfahren. Die Gemeinde war sich bewusst, dass der lebendige Christus gegenwärtig ist und auch heute Leben verändert. Das Erlebnis der verändernden Kraft des Evangeliums ist die überzeugendste Mission für Menschen, die nach Orientierung suchen. So wird Gottesdienst zur Mission.

Gottesdienst ist Verheißung

Wenn wir Gottesdienst feiern, will uns das Feiern nicht immer recht gelingen, weil wir eingefangen sind von den Fragen des Lebens und den Problemen der Welt. Ja, gerade wenn die Gemeinde die Welt ganz ernst nimmt und das Leiden der Schöpfung im Blick hat, kann ihr Gottesdienst selten nur unbekümmert und fröhlich sein, als würde sie das alles nichts angehen in der eigenen Seligkeit. Damit wir aber in den Sorgen nicht erstarren, will uns der Gottesdienst den Blick weiten und eröffnet uns immer neu den Horizont Gottes. Am Ziel der Geschichte und der geschundenen Welt steht eben nicht das Chaos. Die Welt „geht nicht zum Teufel“, sondern am Ziel der Geschichte stehen ihr Schöpfer und der Umbruch in ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit. Deshalb kommt die Kraft zum Leben einerseits aus dem Bekenntniserinnern und andererseits aus der Zukunftshoffnung, die sich mit der Erfahrung der Gegenwart verbinden. Deshalb mahnt uns die Bibel, die Hoffnung nicht wegzuerwerfen (Hebr 11), sondern an dem Bekenntnis festzuhalten. Weil es eine Zukunft gibt und das Hoffen darauf Kraft verleiht, gibt die Gemeinde nicht auf. Sie macht nicht ihre Probleme oder die Weltsorgen zum Dauerthema. Sie ergeht sich nicht in der eigenen Hilflosigkeit und zerstört sich nicht in der Suche nach den Schuldigen. Sie lindert Not und verkündigt das Evangelium, sie kümmert sich um Schwache und tröstet Trauernde. Sie besteht selbst aus Beladenen und baut doch an Gottes Reich. Sie betet „Dein Reich komme“ und vertröstet nicht darauf. Wo immer Gottesdienst diese Zukunftsperspektive einschließt, geht die Gemeinde mit dem Segen Got-

tes ermutigt und gestärkt in ihre Aufgaben des Alltags, weil sie weiß, dass ihre Hoffnung nicht vergeblich ist. So weist Gottesdienst in Gesang, Gebet und Verkündigung immer auch auf die eschatologische Erfüllung in der Wiederkunft Christi hin.

Wesen und Form

Wesen und Form bedingen sich. Wenn die Form dem Wesen entspricht, erfahren wir Ganzheit und Stimmigkeit, erschließen sich Schönheit und Ästhetik und wir sind hineingenommen in ein harmonisches gottesdienstliches Geschehen, das wir als „schön“ empfinden. Ein alter Choral, in dem die Erfahrung des Glaubens lebendig wird, will in seinem Melodiestrom nicht immer von einem Rhythmusinstrument zerhackt werden, und ein fröhliches Lied der Gegenwart, in dessen Rhythmus der ganze Körper mit-schwingen will, muss nicht von der Orgel „geheiligt“ und glattgebügelt werden. Zum Wesen des Gottesdienstes will nicht die Form der Selbstdarstellung passen, weder die eines Klaviervirtuosen, der sein Bravourstück zu Gehör bringen will, noch die einer Band, die die Gelegenheit nutzt, der Gemeinde mal richtig einzuhetzen. Und: Es gibt angemessenere Formen der Begrüßung, als gleichsam wie in einer Vereinssitzung zu Beginn zur Ordnung gerufen zu werden. Wer einer Gemeinde ein Lied verordnet, das keiner kennt außer ihm selbst, versteht nichts von der Wirksamkeit eines Gesanges, der aus einem vollen Herzen kommt. Es mag einen Ort im Gottesdienst geben, wo eine Gemeinde ein neues Lied lernt, aber bitte nicht zu Beginn des Gottesdienstes, wo der Ton gesetzt wird für alles, was danach kommt. Ich gebe auch gerne meine vorbereitete Gabe, bin aber jedes Mal unangenehm berührt, wenn mir das Körbchen von hinten, quasi über die Schulter, vor die Nase gehalten wird. Wesen und Form? Gottesdienst ist gemeinschaftliches Erleben und die Unterschiedlichkeit wird erst durch die Rücksichtnahme auf den anderen zur Einheit. Es wird Kindergottesdienste geben. Junge Leute werden ihre Lieder singen und ihre Instrumente spielen, wenn sie ihren Gottesdienst feiern. Und wo Alte sind, werden die Traditionen gepflegt. Aber wo man zusammen feiert, und das ist eher die Regel als die Ausnahme, geht es nicht um Dominanz und Rechthabewollen, sondern um das Lob Gottes. Das gedeiht am besten dort, wo das Lob vielfältige Stimmen hat. Unterschiede unterscheiden nur, sie dürfen nicht trennen. Und dort, wo sich das vielfältige Lob vereint, entsteht wahrhaft Gemeinde und wahrhaftiger Gottesdienst. ■

Musik – eine Geschichte des Heils

von André Hummel

Musik ist in der Gemeinde immer wieder ein Reizthema. Was soll, was darf gesungen werden? Wer kennt was? Was ist zu schnell oder zu traurig, zu alt oder zu modern, was zu laut oder zu rhythmisch? Welche Instrumente dürfen verwendet werden? Darf man in der Gemeinde klatschen, schreien, tanzen?

Bei all dem Ärger könnte man den Eindruck bekommen, auf der Musik liege ein Fluch. Stammt sie vielleicht von Jubal ab? In 1 Mo 4,21 steht: „... von dem sind hergekommen alle Zither- und Flötenspieler“. Jubal – das bedeutet Schall und Lärm. Ist Musik also nur Schall und Rauch oder störender Krach? Wie schrieb Hellmuth Frey: „Sollte die Erzählung von der Entstehung dieses Kulturzweiges innerhalb der von Gott verfluchten Menschheitslinie ... andeuten, dass auch unser Kulturleben ... unter dem Fluche des Wiedereinander, des Wettbewerbs, des Neides und der brudermörderischen Gesinnung stehen, die durch Kain in die Menschheit getragen wurde?“ (Die Botschaft des Alten Testaments, Bd. 1: Das Buch der Anfänge. Stuttgart: Calwer Verlag, 1938, S. 88)

Musik also von Anfang an der Zankapfel der Menschheitsgeschichte?

Zum Glück ist die Bibel da nicht ein-dimensional. Ganz im Gegenteil: Musik kommt in der Bibel an allen heilsgeschichtlich entscheidenden Punkten vor. Gott geht den Weg mit seinem Volk mit Musik!

Schon über die Schöpfung sagt der HERR: „Damals sangen alle Morgensterne, und die Engel jubelten vor Freude.“ (Hi 38,7 *Hoffnung für alle*) Musik ist hier Ausdruck der Freude über Gott, ein ausgelassener Schöpfungsjubel der Engel wird uns vor Ohren geführt.

Wenig später, in 2 Mo 15, hören wir vom Auszug aus Ägypten. Aus Dankbarkeit sangen Mose und das Volk dem HERRN einen Lobgesang und Miriam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm „eine Pauke in ihre Hand, und alle Frauen folgten ihr nach mit Pauken im Reigen. (21) Und Miriam sang ihnen vor:



André Hummel, Dipl.-Kirchenmusiker A, M.A., leitet das Institut für Kirchenmusik an der Theologischen Hochschule Friedensburg

Laßt uns dem HERRN singen, denn er hat eine herrliche Tat getan“.

Damals gehörten Singen und Tanzen zusammen. Ganz selbstverständlich greift Miriam für ihr Lied zum Rhythmusinstrument und lädt die anderen Frauen ein, mit ihr zu singen und sich im Reigen zu wiegen. Hier tritt eine Fröhlichkeit zutage, die auch uns guttun würde. (Augustin formulierte es so: „O Mensch, lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel mit dir nichts anzufangen.“)

In 1 Sam 16,14-16.23 lesen wir von David und der Harfe: „Der Geist des HERRN aber wich von Saul, und ein böser Geist vom HERRN ängstigte ihn. (15) Da sprachen die Großen Sauls zu ihm: Siehe, ein böser Geist von Gott ängstigt dich. (16) Unser Herr befehle nun seinen Knechten, die vor ihm stehen, dass sie einen Mann suchen, der auf der Harfe gut spielen kann, damit er mit seiner Hand darauf spiele, wenn der böse Geist Gottes über dich kommt, und es besser mit dir werde. (23) Sooft nun der böse Geist von Gott über Saul kam, nahm David die Harfe und spielte darauf mit seiner Hand. So wurde es Saul leichter, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.“

Musik wird also auch gebraucht, um die Gemüter zu beruhigen, und kann sogar therapeutische Wirkungen entfalten – ja, Gott selbst lässt sich erweichen, und der böse Geist vom HERRN entfernt sich wieder von Saul.

Die Ankündigung der Zeitenwende – der Geburt Jesu – wird in vier Jubelliedern

zum Klingen gebracht: dem *Magnifikat* (Marias Lobgesang, Lk 1,46-55), dem *Benedictus* (Der Lobgesang des Zacharias, Lk 1, 68-79), dem *Gloria* (Lob der Engel, Lk 2,13-14) und dem *Nunc dimittis* (Lob des Simeon im Tempel, Lk 2,29-32). Die Verkündigung und Ankunft des Erlösers kann nur mit den Mitteln des Gesanges adäquat ausgedrückt werden. Sowohl Menschen als auch Engel bedienen sich dieser besonderen, gehobenen, musikalischen Sprache, die eben mehr als Worte sagen kann und auch von der besonderen Ergriffenheit und Betroffenheit der Singenden kündigt.

Auch die Wiederkunft wird – wie könnte es anders sein – mit Musik angekündigt werden. So lesen wir z.B. in 1 Th 4,16: „Auf den Befehl Gottes werden die Stimme des höchsten Engels und der Schall der Posaune vom Himmel ertönen, und Christus wird wiederkommen.“ (Hoffnung für alle) Wenn das nicht Musik mit Signalwirkung ist!

Wie heißt es etwas überheblich: „Himmel und Erde müssen vergehn, aber die Musici bleiben bestehen“. Und doch ist es so: Das Singen wird uns auch auf der Neuen Erde erhalten bleiben. Singen hat also ein in die Ewigkeit offenes Potenzial und auch eine Aufgabe. Denn die Musik ist die Trägerin des Neuen Liedes – des Liedes vom „fröhlichen Wechsel“ (Luther), von der Erlösung durch Jesus Christus. Und so steht dann in Offb 5,8,9: „Und als es das Buch nahm, da fielen die vier Gestalten und die vierundzwanzig Ältesten nieder vor dem Lamm, und ein jeder hatte eine Harfe und goldene Scha-

len voll Räucherwerk, das sind die Gebete der Heiligen, (9) und sie sangen ein neues Lied: Du bist würdig, zu nehmen das Buch und aufzutun seine Siegel; denn du bist geschlachtet und hast mit deinem Blut Menschen für Gott erkaufte aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen“. Und weiter in 14,3: „Und sie sangen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier Gestalten und den Ältesten; und niemand konnte das Lied lernen außer den hundertvierundvierzigtausend, die erkaufte sind von der Erde.“

Singen und Musizieren in der Bibel ist demnach kein Adiaiphoron – kein Mittel Ding, das man auch lassen könnte –, sondern gehört zum Erwählsein dazu. Das Neue Lied ist ein Geschenk Gottes an seine Kinder. Dabei entlässt Gott uns in die Vielfalt der musikalischen Möglichkeiten. Er schreibt uns keine Art von Musik vor. Wir dürfen sie frei nach unseren Bedürfnissen und Gegebenheiten wählen. Das kann dann jubelnde Musik sein oder rhythmische, die zur Bewegung einlädt, das kann beruhigende Musik sein oder Musik, die von der Ergriffenheit der Gottesbegegnung spricht. Musik hat dann sogar heilskündende Funktion.

Es liegt an uns, ob wir die unter dem Fluch des Streitens und der Gottferne liegende Sicht auf die Musik des Jubals oder die erlösende, freimachende Sicht auf die Musik, die Gott uns anbietet, wählen. Wie so oft liegt es eben bei uns, was wir daraus machen. Meine Hoffnung für unsere Gemeinde ist, dass wir versuchen, die Musik so zu sehen, wie Gott sie uns schenken will. ■



stehen wir heute? Welchen Stellenwert haben Hochkultur (Gesangbuch *Wir loben Gott*) und Popularkultur (Liederbuch *Leben aus der Quelle*) in unserer Kirche heute?

Die Gemeinden im Spannungsfeld der „Klassik“ und der „Moderne“

Ein Blick in Adventgemeinden macht sehr schnell deutlich, dass das Bild nicht einheitlich ist. Streit und Spaltungen wegen der Musik sind nicht selten. Immer wieder explodieren irgendwo „Granaten“ für oder gegen die „Musik mit Swing“. Das Schlagzeug ist gewöhnlich der neuralgische Punkt. Immer wieder fragen sich Gemeindeglieder: Bleibe ich sitzen oder verlasse ich demonstrativ den Raum, wenn dieses Instrument erklingt? „Das ist doch der Teufel persönlich“, so haben es ihnen musikwissenschaftlich dilettierende Theologen bzw. Musiker gesagt – leider! Diese Linie wird dann durchgezogen bis zum Quelle-Liederbuch. Es gibt tatsächlich Gemeinden, die die Benutzung dieses Ergänzungsheftes nicht gestatten. Musik machen manche nur noch mit schlechtem Gewissen. Und die Quintessenz ihrer Überlegungen lautet: „Entweder Jesus oder diese Musik“. Das Ende vom Lied ist eine polarisierte Gemeinde. Die Einen wissen nun endlich, wo der Teufel steckt – und die Anderen lehnen diesen kindlichen Mechanismus rundweg ab. Und man fragt sich: Wäre es nicht besser, Toleranz und Vielfalt zu trainieren, als an einer Front zu kämpfen, wo der Feind nicht steht? Bringen wir diesen eigentlich unnötigen Streit auf den Punkt und for-

mulieren den Sachverhalt als eindringliche These:

These 1: Es wird immer wieder der riesengroße Fehler gemacht, dass kulturelle Probleme theologisch gelöst werden sollen. Das ist falsch! Schlagzeug ja oder nein ist nun mal eine musikalische, eine kulturelle Frage, nicht eine theologische, schon gar nicht eine Frage der Rechtgläubigkeit.

Oder – um es fachlich korrekt zu sagen: Es geht bei der Beurteilung von Tönen um Sachgemäßheit und Qualität, nicht um den Teufel oder Jesus. Dazu gehört allerdings eine große popmusikalische Kompetenz, die nur wenige besitzen. Nennen wir sie getrost „Weisheit“.

Lösungswege

Nach diesem Situationsbericht einige Gedanken zur Lösung des Problems. Beleuchten wir zuerst ein Segment des fachlichen Zusammenhanges! Wir tun das deswegen, weil wir bei unseren Überlegungen nie die Verbindung zur Exaktheit der Fakten verlieren dürfen. Wir landen sonst auf einem „Spekulationsfriedhof“, der zwar sehr fromm aussehen kann, uns aber in die Irre führt. Eigentlich geht es nur um eine Binsenweisheit, nämlich: Musik gehört zum Weltbild einer Zeit. Das war noch nie anders. Sie ist wie deren Signatur und darum auch ein Teil der jeweiligen kulturellen Praxis. Das heißt: Wie sich die Zeit ändert, so ändert sich auch die Musik, u. U. sogar ihre Aufgabe. Ein Paradigmenwechsel ist bekanntlich ein tief greifender Änderer! Darum sagt Jan Koenot zur Aufgabe der Alltagsmusik zu heute:

These 2: „Populärmusik funktioniert ... als eine symbolische Welt, in der

Millionen von Menschen einen Ausdruck ihres ... Lebensgefühls finden.“²

Das ist ohne Einschränkung richtig. Aber: Nicht für alle trifft es zu. Nicht alle mögen Populärmusik. Daraus ergibt sich ein hochaktuelles Problem. Wir formulieren es als These und wenden uns besonders an die junge Generation:

These 3: Die Jugend einer Kirche darf nicht die höchste „Einschaltquote“ für sich reklamieren in der Überzeugung, ein Alleinvertretungsanspruch sei im Namen ihrer Modernität gerechtfertigt.

Wir sind kein Fernsehen, wo nur die Zahlen gelten. Schließlich geht es um eine christliche Gemeinde. Und die ist vielschichtig! Zu schnell könnte ein Imperialismus des Leichtverkäuflichen entstehen. Und Quotengehorsam riecht immer nach Anbiederei, auch nach Aggressivität. Die steht uns nicht gut zu Gesicht. Auch in der Geschichte der Kirchenmusik gab es das noch nie, dass das Alte einfach vom Thron geschoben wurde und sich das Neue selbstbewusst daraufsetzte. Aber: Neues war immer am Horizont; nur dass es sich langsam durchsetzte, nie abrupt. Und vom Alten blieb das wirklich Gute stets erhalten und hatte Bestand über viele Jahrhunderte. Das wird auch diesmal so sein. Wenn aber etwas Kluges untergehen soll, nur weil das Neue – manchmal auch Dumme – rabiater einherkommt, dann wird aus Kultur eine Waffe, auch eine Ware, die nach den Gesetzen des Marktes und der Ellenbogen funktioniert. Das wollen wir gerade nicht. Etwas Neues beginnt im Normalfall nicht als Mehrheit, immer als Versuch, als Risiko! Das heißt doch: Etwas mehr Bescheidenheit kann unserem Umgang



Wolfgang Kabus ist Professor für Kirchenmusik und Hymnologie an der Theologischen Hochschule Friedensburg

Hochkultur und Popularkultur im Konflikt?

„Ein Wort zur Lage der Nation“

von Wolfgang Kabus

Über Populärmusik und Hochkultur zu reden ist die beste Gelegenheit, sich nicht nur in die Nesseln, sondern auch zwischen alle Stühle zu setzen. Handelt es sich doch um ein vermintes Gelände. Wagen wir es trotzdem. Gemeint ist ein kritischer Situationsbericht. Aber wenden wir den Blick zunächst zurück.

Drei Erinnerungen

Die erste: Das Jahr 1961 ist wie ein Meilenstein in der Geschichte der adventistischen Kirchenmusik: „Im Tutzingener Wettbewerb für neues geistliches Liedgut hat ein Schlager den ersten Preis gemacht“ – so damals ein Student ganz aufgelöst! Helle Aufregung bei allen, die es ernst meinen mit dem Glauben! Damals

begann unsere bewusste Auseinandersetzung mit der entstehenden christlichen Populärmusik. Das Theologische Seminar Friedensburg übernahm für den Osten ein Stück weit die Orientierungshilfe. Es gab viel Hin und Her, auch Verdächtigungen und böses Blut. Aber das Neue ging unbeirrt seinen Weg.

Die zweite Erinnerung: Als 1982 die AGM-Ost (Arbeitsgemeinschaft für christliche Populärmusik in der DDR) gegründet wurde, gehörte unsere Kirche zu den konstituierenden Mitgliedern. Das ist bemerkenswert.

Schließlich: 36 Jahre nach dem eben erwähnten ersten populären Experiment in Tutzing – also 1997 – fand in Friedensburg das erste Seminar für Jugendmusik statt. Von diesem Zeitpunkt an hat die Adventgemeinde versucht, praktisch und wissenschaftlich in den Prozess der Werdung der christlichen Populärmusik innerhalb unserer Kirche einzugreifen.

Und nun die entscheidende Frage: Wo

miteinander nur gut tun. Wir erwähnen das alles deshalb, weil Klagelieder dieser Art immer wieder gesungen werden: Die Jugend belächelt die Alten und meint: Die sind doch hoffnungslos verloren mit ihren altmodischen Kirchenliedern! Der Profi sagt dazu: Vorsicht! Wie die Geschichte die Repertoirefähigkeit der neuen Lieder sieht, entscheiden nicht wir. Kultur hat andere, eigene Gesetze. Die Popkultur ist da nicht ausgenommen. Als These klingt das so:

These 4: „Klassik“ ist kein Schrottplatz! Der Fehler, die Hochkultur für „Plunder“ zu erklären und im Altenteil der Geschichte Platz nehmen zu lassen, wird sich erst nach Jahren rächen.

Richard von Weizsäcker sieht das so:

These 5: „Wenn ein Volk nicht weiß, wie es zu seiner Vergangenheit steht, dann kann es in der Gegenwart leicht stolpern.“³

Das heißt doch: Wer die gewachsene Tradition nicht ehrt, kommt mit der Zukunft nicht zurecht. Er produziert eine „verfehlte Geschichte“.⁴ Dieser Punkt wendet sich an Jung und Alt und ist von größter Wichtigkeit. Wir dürfen ihn nicht aus den Augen verlieren.

„Irgend etwas geht seinen Gang“

Die Vorgänge, die heute in der Musiklandschaft über die Bühne gehen, sind faszinierend. Und wir ahnen mit Samuel Beckett: „Irgend etwas geht seinen Gang.“⁵ Es ist nun unsere große Frage: Wie geht das mit den rasanten technischen, religiösen und kulturellen Umwälzungen weiter? Wird die „Unübersichtlichkeit“ (Habermas) immer größer? Wie antworten wir darauf? Die Sozial- und Gesellschaftswissenschaft sagt uns kurz und lapidar:

These 6: Der rasante Wechsel der Kultur macht es erforderlich, dass wir in der Lage sind, mit einer sehr, sehr breiten Vielfalt umzugehen.

Wir müssen die Vielfalt wollen; wir müssen sie bewusst gestalten und aushalten! Darüber sollte Jung und Alt nachdenken. Das heißt in Kurzform: Wer musikalische Toleranz nicht trainiert, bringt die Gemeinde in Gefahr. Das ist das Zweite, was wir uns zu sagen haben. Die Schnelligkeit des Wechsels hat eben ihre Folgen.

Daraus ergibt sich noch etwas ganz anderes, nämlich: Innerhalb der unterhaltsamen Vielfältigkeit brauchen wir ein Kontinuum, etwas, das bleibt. „Vielfalt braucht Orientierung“, so der Präsident des Deutschen Bundestages. Ohne den berühmten „roten Faden“, ohne eine repertoirefähige Musik können wir leicht die Orientierung verlieren. Für diese Auf-

gabe ist die klassische Musik allerdings besser gerüstet. Auch darum dürfen wir sie nicht entlassen.

Ausblick

Versuchen wir ein Fazit: Der Philosoph Wolfgang Welsch gibt uns mit seinen Leitvokabeln für das 21. Jahrhundert einen überzeugenden Schlüssel in die Hand, mit dem wir die Zukunft bewältigen können:

These 7: Der musikalischen „Doppelfigur der Gegenwart sollte man sich stellen und sie [nicht] ... auf nur einen Pol verkürzen. Als heutiger Mensch sollte man sich in beiden Arten [„populär“ und „klassisch“] ... kompetent und lustvoll bewegen können.“⁶

Diesen Weg der Hochachtung vorei-

ander zu gehen, ist ohne Zweifel die Hauptaufgabe unserer Zeit. „Singt dem Herrn“ und „Swingt dem Herrn ein neues Lied“ – nur dieses Miteinander hat Sinn! Verdächtigungen, ganz gleich welcher Art, sind vom Übel.

¹ Gedanken aus dem Eröffnungsvortrag beim Seminar für Populärmusik 2008 in Friedensau

² Jan Koenot: „Hungry for Heaven“. In: Wolfgang Kabus: Populärmusik und Kirche, Frankfurt am Main 2003, 112

³ Richard von Weizsäcker: Brücken der Verständigung. Berlin 1990, 50

⁴ Adalbert Reif: „Heinrich Böll: Hörwerke“.

In: UNIVERSITAS 2008/Heft 11, 1199

⁵ Samuel Beckett: Endspiel. Frankfurt am Main 1976, 100

⁶ Norbert Lammert: Vielfalt braucht Orientierung. Leipzig 2008

⁷ Wolfgang Welsch (Hrsg.): Die Aktualität des Ästhetischen. München 1993, zitiert nach BKJ (Hrsg.) Bd. 41. Remscheid 1997, 15

Siebentes Seminar für Populärmusik in Friedensau



Vom 30. April bis zum 4. Mai wurde in Friedensau ein Fest gefeiert – ein Fest der Klänge und der Begegnungen. Auch das diesjährige Seminar für Populärmusik bot wieder Referate, Workshops für Sänger, Instrumentalisten, Bands und Tontechniker sowie Andachten und nicht zuletzt den gemeinsam gestalteten Gottesdienst. Höhepunkte waren wie immer die Konzerte, die teils von professionellen Musikern, teils von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gestaltet und gleichermaßen mit enthusiastischem Applaus bedacht wurden. Daneben war viel Raum für den persönlichen Austausch und den Spaß am spontanen Miteinander-Musizieren, manchmal bis weit in die Nacht hinein. Auch dieses Seminar war von dem Bestreben geprägt, die oft problematischen Diskussionen um Musik zu versachlichen durch Hintergrundinformationen, Nachdenken und die Reflexion des eigenen Tuns.

Auf diesem Wege wollen wir vom Organisationsteam uns noch einmal bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern recht herzlich bedanken. Es hat großen Spaß gemacht, euch beim Musikmachen zuzuhören und zuzusehen!

Ganz besonders hervorheben möchten wir die herzliche Atmosphäre bei den Konzerten. Von Konkurrenzdenken war da keine Spur. Ihr habt mit eurem Engagement und eurer Superstimmung für ein richtiges Festivalfeeling gesorgt.

Ein herzliches Dankeschön geht auch an alle, die sich an der Gestaltung der Andachten und des Taufgottesdienstes beteiligt haben. Musik ist für uns ja mehr als Hobby oder Identifikationsmittel. Wir wollen mit unserem Musizieren Gott loben und unseren Glauben ausdrücken. Schön war es, dass wir uns in „beiden Lagern lustvoll bewegen“ (Wolfgang Kabus) konnten (Stichworte Choral, Orgel, Bläser – Lobpreis, Schlagzeug, Band).

Durch eure guten, nahezu „hitverdächtigen“ (Manfred Staiger) Workshop-ergebnisse habt ihr uns und euch bereichert. Wir freuen uns schon sehr auf das 8. Seminar für Populärmusik (voraussichtlich 2011) und würden uns sehr freuen, euch alle wieder in Friedensau begrüßen zu können.

André Hummel und Karola Vierus ■

Neue Bibliothek der Bestimmung übergeben

„Bibliotheken sind ein Schatz, den man immer neu erschließen kann“, sagte Professor Dr. Erich Pollmann, Rektor der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Präsident der Landesrektorenkonferenz Sachsen-Anhalt, in seiner Festansprache zur Eröffnung der neuen Bibliothek in Friedensau. Eine Bibliothek sei nicht nur ein Haus für Bücher, sondern auch ein Kommunikationszentrum mit Internetanschluss. Allerdings sehe er nicht die Gefahr, dass Bücher durch elektronische Datenträger verdrängt würden, denn sie gehörten zum kulturellen Gedächtnis eines Volkes.

Das für 3,5 Millionen Euro errichtete dreistöckige Bibliotheksgebäude bietet auf 2.750 Quadratmetern Nutzfläche rund 230.000 Medieneinheiten Platz. Neben zahlreichen Arbeitsplätzen im Lesesaal stehen bei Forschungsprojekten sieben Einzelkabinen zur Verfügung, die durch räumliche Trennung ein effektives Arbeiten ermöglichen sollen. Für Arbeits-

gruppen sind zwei Seminarräume vorgesehen. Ein Gespräch in entspannter Atmosphäre ermöglicht ein Lesecafé.

Zur Zeit umfasst die Hochschulbibliothek 85.000 Bücher sowie 400 CDs und Videos, 15.000 Partituren und Gesangsbücher, 3.000 Bände der Freikirchenbibliothek, 320 Zeitschriften im Abo und 6.500 Online-Zeitschriften. Die Sammel-schwerpunkte sind Theologie und Religionswissenschaften, Sozial- und Gesellschaftswissenschaften, Kirchen- und Populärmusik. Was nicht vorhanden ist, kann online per Fernleihe bestellt werden. Die Bibliothek ist wöchentlich 74 Stunden geöffnet, zumeist bis 22 Uhr. Nutzung und Leihe von Medien sind kostenlos. Neben der Hochschulbibliothek befindet sich in dem Gebäude auch das Historische Archiv der Siebenten-Tags-Adventisten in Europa, welches als wissenschaftliches Zentralarchiv 1980 in Darmstadt gegründet wurde und seit 1997 in Friedensau angesiedelt ist. APD ■

Peter R. Kunze von der Euro-Afrika-Division übergibt symbolisch den Schlüssel dem Rektor der Hochschule Prof. Johann Gerhardt



Dibon – eine biblische Stadt im Ostjordanland

von Friedbert Ninow

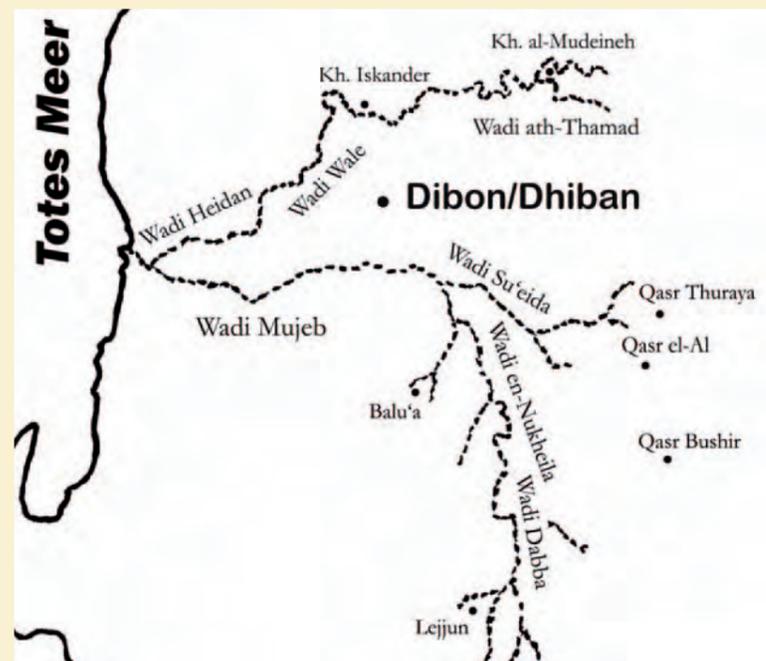
Der antike Ruinenhügel von Dibon (Tall Dhiban) liegt in unmittelbarer Nachbarschaft nordwestlich der modernen Stadt Dhiban im heutigen Jordanien und bedeckt eine Fläche von etwa 5 Hektar. Der Ort liegt 65 km südlich von Amman an der antiken „Straße der Könige“, einer der Haupttrouten, die das Ostjordanland in nord-südlicher Richtung durchzog. Dibon liegt auf einem Plateau, 20 km östlich des Toten Meeres zwischen dem nördlich gelegenen Wadi Wale und dem südlich gelegenen Wadi al-Mujeb (dem biblischen Arnon, vgl. Num 21,13; Dtn 2,36). Bis auf die östliche Seite, die durch Erosion des Siedlungshügels abgeflacht ist, bieten die umliegenden Täler und Bodensenken einen natürlichen Schutz. Dibon hat keine natürliche Wasserquelle; die Bewohner waren darauf angewiesen, das Regenwasser in Zisternen zu sammeln.

Die Identifikation des Siedlungshügels von Dhiban mit Dibon ist schon früh aufgrund der Ähnlichkeit des modernen Namens der arabischen Stadt erfolgt. Der Fund einer monumentalen Inschrift des moabitischen Königs Mescha durch den elsässischen Missionar Frederick Augustus Klein im Jahr 1868 hat die Identifikation von Dibon bestätigt. Die früheste Erwähnung Dibons findet sich vermutlich in der Palästina-Liste Thutmosis III. (1479–1425 v. Chr.). Eusebius identifiziert Dibon in seinem Onomastikon mit einer „sehr großen“ Stadt in der Nähe des Arnon.

Auf ihrem Weg aus Ägypten durch das Ostjordanland eroberten die Israeliten das Gebiet des Amoriterkönigs Sihon nördlich des Arnon (Num 21,21–31). Es wurde dem Stamm Ruben als Siedlungs-

gebiet zugeteilt. Nach Num 32,34 sind Dibon und weitere Städte durch den Stamm Gad gebaut worden. Bei der endgültigen Verteilung des Landes wurde die Gegend östlich des Toten Meeres dem Stamm Ruben zugesprochen (Jos 13,15–23); der Stamm Gad nahm das Land östlich des Jordan zwischen dem See Genezareth und dem Nordende des Toten Meeres ein (Jos 13,24–28). Vermutlich haben Mitglieder des Stammes Gad schon früh verschiedene Städte für sich aufgebaut, deren Gebiet aber später zum Stamm Ruben gerechnet wurde. Noch im 9. Jahrhundert vermerkt der moabitische König Mescha auf seiner Stele, dass „die Männer von Gad seit alters im Lande“ gelebt haben.

Während der Richterzeit wurde Israel verschiedentlich durch moabitische und ammonitische Kräfte aus dem Gebiet östlich des Toten Meeres bedrängt (Ri 3,12–30; Ri 11); David kämpfte gegen die Moabiter und forderte Tributzahlungen von ihnen (2 Sam 8,2). Vermutlich erlangte Moab seine Unabhängigkeit wieder, als sich die nördlichen Stämme nach dem Tode Salomos absonderten. Die Mescha-Stele berichtet, dass der israelitische König Omri nach einem erfolgreichen Feldzug gegen Moab das Land nördlich des Arnon unter seine Kontrolle gebracht hatte. Nach dem Tode Ahab's revoltierte Mescha und richtete in Dibon seine neue Hauptstadt ein. Aus 2 Kön 10,32–33 wird ersichtlich, dass



Tall Dhiban von Norden

FOTO: FRIEDBERT NINOW

Hasaël, König von Damaskus, das Gebiet Israels östlich des Jordan bis zum Arnon besetzte; ein Hinweis darauf, dass dem Einfluss Moabs auf das Territorium nördlich des Arnon schon bald Widerstand entgegengesetzt wurde.

In den Völkersprüchen Jesajas und Jeremias gegen Moab (Jes 15; Jer 48) wird deutlich, dass Dibon und andere Städte nördlich des Arnon (wie z.B. Heschem, Aroer, Nebo, Madaba) zum Gebiet Moabs gerechnet wurden. In dieser Zeit der assyrischen und babylonischen Expansion waren die ostjordanischen Staaten diesen Mächten tributpflichtig geworden. Moab wurde vermutlich unter Nebukadnezar Teil des babylonischen Reiches.

Die archäologische Exploration von Tall Dhiban wurde von den American Schools of Oriental Research aufgenommen. In den Jahren 1950–53 und 1955–56 untersuchten Fred Winnett, William Reed und Douglas Tushingham vor allem den südlichen Bereich des Siedlungshügels. Drei weitere Kampagnen (1955–56, 1965) unter der Leitung von William Morton konzentrierten sich auf die Akropolis und die nördlichen Areale. Die Antikenverwaltung von Jordanien begann 2002 ein neues Grabungs- und Restaurationsprogramm; seit 2004 werden diese Arbeiten durch ein neues Grabungsprojekt ergänzt, das von B. Routledge, B. Porter und D. Steen geleitet wird. Die Grabungsergebnisse haben gezeigt, dass Tall Dhiban von der Frühbronzezeit bis in die frühe osmanische Epoche (15./16. Jh.) mit Unterbrechungen besiedelt gewesen ist.

Für die frühe Eisenzeit (1200–1000 v. Chr./nach der biblischen Chronologie die Zeit der Richter) ist eine ganze Reihe von öffentlichen Bauten im Bereich der Akropolis bezeugt; hier ist vor allem ein großer Bau hervorzuheben, der als Heiligtum interpretiert worden ist. Funde (wie z.B. ein Räucherständer) unterstreichen die Interpretation dieses Gebäudes. In den nördlichen und östlichen Grabungsarealen wurden ein Tor, Getreidesilos und verschiedenen Fundamentmauern größerer Gebäude freigelegt.

Das wesentliche Material aus der späteren Eisenzeit (ca. 1000–500 v. Chr.) stammt aus dem südlichen Teil von Tall Dhiban, vornehmlich aus dem Bereich der Befestigungsanlagen. Die Ausgräber haben im Wesentlichen drei Bauphasen unterschieden: Aus der ersten Bauphase (9. Jh. v. Chr.) stammen Teile der Umfassungsmauer und Reste eines administrativen Gebäudekomplexes. Diese baulichen Aktivitäten werden dem moabitischen König Mescha zugeordnet, der zu dieser Zeit seinen Einflussbereich nach Norden ausdehnen und Dibon zu seiner

Hauptstadt machen konnte und weiter ausbaute. Der wichtigste Fund aus dieser Phase ist die Mescha-Stele, auf der Mescha seine erfolgreiche Konfrontation mit Israel festhält (vgl. dazu 2 Kön 3). Nach Meschas Worten baute er eine Festung im südlichen Teil von Dibon und errichtete dort ein Heiligtum für den moabitischen Nationalgott Kemosch. Während der zweiten Bauphase (spätes 8. Jh. v. Chr.) sind die Befestigungsanlagen verstärkt und ausgebaut worden. Moab war zu dieser Zeit ein Vasall Assyriens und erlebte eine Zeit der Prosperität. Zeugnisse der dritten Bauphase (7. Jh. v. Chr.) sind vor allem im nordöstlichen und südlichen Bereich erhalten geblieben. Hier wurden ebenfalls die Stadtmauern durch massive Stützmauern weiter ausgebaut (bis zu 10 m dick). Diese Bauphase wird im Zusammenhang des Kampfes Moabs gegen arabische Wüstenstämme gedeutet. Sie dauerte bis zur Zerstörung Dibons durch Nebukadnezar (582 v. Chr.) an.

Während der Eisenzeit wurde eine extensive Nekropolis in den nordöstlichen Abhängen zum Wadi unterhalten. Eine Reihe von Kammergräbern sind hier über Generationen hinweg genutzt worden. Ein Grab enthielt einen Tonsarkophag mit einem anthropomorph gestalteten Deckel.

Mit der Ausdehnung des nabatäischen Königreiches erlebte Dibon eine neue Phase der Besiedlung. Die Ausgräber fanden Reste eines Stadttors und eines Tempels im südöstlichen Bereich des Grabungshügels. Die Größe und Ausdehnung der Fundamentmauern sowie Fragmente von Säulen, Sockeln und Gesimsen lassen Ähnlichkeiten mit Tempeln in Petra erkennen. Erbaut wurde das Heiligtum zu Beginn des 1. Jh. n. Chr. unter König Aretas IV. Vermutlich wurde der Tempel im Zuge der römischen Eroberung des Ostjordanlandes (106 n. Chr.) aufgegeben. Weitere Funde aus die-

ser Epoche bestehen u.a. aus einer Münze Aretas' IV. und Reste eines Aquädukts. Die Nabatäer nutzten ihre Fähigkeiten im Wassermanagement, um das kostbare Nass zu sammeln und in die Stadt zu bringen.

Zu den wichtigen Funden der römischen Epoche gehören zwei Inschriften; die eine wird in das Jahr 201 n. Chr. datiert und bezieht sich auf die Etablierung eines römischen Militärpostens, der die Hauptverbindung des Ostjordanlandes in nord-südlicher Richtung, die *Via Nova Traiana*, bewachen sollte. Eine weitere Inschrift, die in das Jahr 245/46 n. Chr. datiert wird, erwähnt einen römischen Gouverneur, Claudius Capitolinus. Ein Bad-Komplex und Umfassungsmauern werden in diese Zeit datiert.

Dibon scheint an der generellen Prosperität des Ostjordanlandes partizipiert zu haben (6./7. Jh.). Großzügige öffentliche Anlagen und Bäder sowie zwei Kirchengebäude werden in die byzantinische Epoche datiert. Verschiedene Grabfunde geben einen Einblick in das Privatleben von Christen aus dieser Zeit.

Mit der islamischen Eroberung tauchen neue Mauerstrukturen auf. Ein Gebäudekomplex mit Räumen aus Gewölben wird als Sitz eines lokalen Oberhauptes interpretiert. Zu dieser Zeit hatte die Stadt auch wieder eine Umfassungsmauer. Numismatische Hinweise deuten auf eine abbasidische Besiedlung im 8. und 9. Jh. hin. Eine Blüte erlebte die Stadt während der ayyubidischen und frühen mamlukischen Epoche (12./13. Jh.). Während dieser Zeit bedeckte eine große agrarische Ansiedlung den Siedlungshügel.

Nomadische Familien siedelten sich in den 1950er-Jahren auf einem Nachbarhügel an und gründeten die arabische Dhiban. Dabei nutzten sie die alten Ruinen als Steinbruch. Die heutige Bevölkerung zählt ca. 17.000 Einwohner.



Friedbert Ninow, M.A., Ph.D., ist Dozent für Altes Testament an der Theologischen Hochschule Friedensau

Mauerreste des nabatäischen Tempels



Die Predigtwerkstatt

eine Predigtidee von Dr. Manfred Böttcher, Friedensau (Nr. 36)

Jenseits von Eden

Predigttext: 1 Mo 4,1-10

Es handelt sich um keinen mythologischen, sondern um einen historischen Bericht. Dafür spricht das Zeugnis der übrigen biblischen Bücher. Was hat 1. Mose 4 uns heute noch zu sagen?

1. Mit einem „und“ (auch im Hebräischen) beginnt die Geschichte von Kain und Abel

Damit wird angeknüpft an 1 Mo 1-3 (Schöpfung und Eintritt der Sünde).

Gott hatte den Menschen als sein Gegenüber geschaffen, ihm seine Schöpfung anvertraut. Vertrauen gegen Vertrauen. Zeichen dafür war der Baum in der Mitte des Gartens.

Der Mensch misstraute Gott (Wesen der Sünde), glaubte der Schlange, als ob er losgelöst (autonom) von Gott größere Chancen im Leben habe.

Wer hatte Schuld, dass es zum Brudermord kam? Die Eltern, die Verhältnisse oder Gott?

1.2. Zwei ungleiche Söhne

Eva nennt den ersten Sohn Kain (= Lanze). „Ich habe einen Mann gewonnen mit Hilfe des Herrn“ – voller Stolz, er soll an der Spitze stehen. Motto: Wenn wir nicht, dann sollen unsere Kinder es besser haben.

Der zweite Sohn wird Abel (= Hauch) genannt. Die Namen deuten die Verschiedenheit ihrer Naturen an.

Das Leben jenseits von Eden fordert Arbeitsteilung: Kain als Ackermann, Abel als Hirte.

Arbeitsteilung führt zwangsläufig zu sozialer Ungleichheit – dabei geht es einem besser (größerer Gewinn, leichtere Arbeit), dem anderen schlechter.

Offenkundig: Kain und Abel haben die gleichen Eltern, sind beide fleißig im Beruf – und trotzdem hat der eine mehr Erfolg und der andere bleibt zurück. Das ist bis heute so im Leben.

„Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern sind im Licht“ (Bertolt Brecht). Die einen leben auf der Sonnenseite, die anderen im Schatten. Letztlich ist das nicht zu erklären, es lässt sich auch nicht von der Frömmigkeit eines Menschen ableiten – man muss es aushalten.

1.3. Die Rivalität der Brüder entzündet sich am Altar (d.h. im Gottesdienst)

Beide treten mit gleicher Absicht vor Gott. Jeder gibt sein Bestes. Gott sieht Abel und sein Opfer gnädig an, Kain und sein Opfer nicht. Der biblische Bericht selber besagt nicht, dass Kain eine mindere Gabe brachte – auch nicht, woran erkennbar war, dass Gott Abels Opfer gnädig annahm.

Geht es um die *Art des Opfers* – oder um die *Gesinnung der Opfernden*? Siehe Jes 1,11; Mt 5,23 f.

Kain sieht den Bruder von Gott begünstigt, sich selber aber zurückgesetzt. Geht es uns mitunter nicht auch ähnlich? Es fällt schwer zu ertragen, dass es dem anderen besser ergeht (wirtschaftlich, gesundheitlich, Kinder u.a.m.). Selbst in der Gemeinde hat einer mehr Erfolg als der andere, einer ist angesehener als der andere.

Man vergleicht und unwillkürlich kommt der Gedanke: Ist Gott in seinem Handeln ungerecht? Kain kann fortan im anderen

nicht mehr den Bruder sehen. „Kain ergrimmte sehr ...“ (V. 5b).

Gott will Kain zurecht helfen. Siehe V. 6.7 (nach sehr guter hebr. Ü.): „Kain, du hast keinen Anlass, den Kopf hängen zu lassen. Wenn du erlittene Zurücksetzung erträgst, dann ist es recht und du wirst fest auf deinen Füßen stehen. Wo nicht, dann ist *Sünde* der Dämon vor der Tür. Doch noch bist du ihr nicht ausgeliefert“.

Nicht in Gottes vermeintlicher Ungerechtigkeit liegt die Ursache, sondern in uns selbst, in der Sünde.

1.4. Gott geht Kain nach und will ihn vor sich selbst schützen

Auch wenn die Sünde vor der Tür lauert: Keiner muss sie hereinlassen und ihr Raum geben.

Wer Gott vertraut, gönnt dem anderen auch den Weg auf der Sonnenseite des Lebens, alle erkennbare Gunst Gottes. Er kann sich sogar mitfreuen, selbst wenn es ihm selber schlechter geht (siehe Rö 12,15).

Kain lässt sich jedoch nicht von Gott und dem Rot der Ampel aufhalten.

Schließlich lockt er Abel aufs Feld und schafft ihn sich aus den Augen. Aus Neid kommt es zum Mord (sei es „nur“ in Gedanken: Mt 5,21 ff.).

Dennoch lässt Gott Kain nicht einfach laufen, er fragt nach dem Bruder. Zynisch entgegnet Kain: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (ein hebräisches Wortspiel: „Soll ich des Hirten Hirte sein?“) Vor Gott ist jedoch Kain seinen Bruder Abel selbst durch Mord nicht losgeworden. Unstet und flüchtig ist fortan sein Leben.

2. Auf Golgatha fand die Geschichte Kains ihren Höhepunkt und zugleich einen Wendepunkt

2.1. Es war der Gipfel der menschlichen Verwerflichkeit, als der Gottessohn von hasserfüllten Menschen ans Kreuz geschlagen wurde

Doch war es *Gottes Handeln*, der seinen Sohn dahingab (Jo 3,16) – ein Geheimnis Gottes – logisch nicht zu erklären. Siehe 2 Ko 5,21: das größte Wunder Gottes für die Welt.

„Jesu Blut ruft nicht nach Vergeltung, sondern spricht Vergebung zu“ (Hbr 12,24 GNB).

2.2. Mit Gottes Vergebung hat etwas ganz Neues begonnen

Wer Vergebung durch Christi Blut gefunden hat, der kann dem Bruder vergeben – er hört auf, dem anderen gegenüber „aufzurechnen“ oder mit ihm „abzurechnen“ (in Gedanken oder Tat).

Wer reich in Gott ist, sich als sein Kind weiß, als Gottes Gegenüber lebt, der kann sich am Wohlergehen des anderen, selbst an dessen offensichtlicher Gunst von Gott freuen.

Wer weiß, dass Gott für ihn ist, der braucht den anderen nicht mehr zu fürchten, der wird keine Angst haben, im Leben zu kurz zu kommen.

Richtig verstanden hat diese alte biblische Geschichte, wer die Frage Gottes an Kain „Wo ist dein Bruder?“ als an sich selbst gerichtet hört. Ganz praktisch lautet sie dann: *Wie kann ich durch meine Worte und mein Tun dem anderen Bruder sein – und das beginnt in der Gemeinde.* ■

Glaube und Marktwirtschaft

von Roland Nickel



Stichwort: Teure Zeit¹

Vor Kurzem hat der Benzinpreis die Marke von € 1,50/l überschritten, der Dieselpreis stand das erste Mal über dem von Normalbenzin. Der Aufschrei war groß. Mittlerweile haben wir uns wohl an die Situation gewöhnt. Wir fahren trotzdem weiter Auto, die Straßen sind voll, Staus nach wie vor an der Tagesordnung. Eine neue Dimension kam in die Diskussion, als im April die Nachricht von steigenden Lebensmittelpreisen die Runde machte. Grundnahrungsmittel wie Weizen und Reis, Milchprodukte und Fleisch sind teurer geworden. Die Angst ging um, ob wir uns in Zukunft unsere Ernährung noch leisten können. Und in der Tat: In den vergangenen drei Jahren sind die Nahrungsmittelpreise weltweit um 83 Prozent gestiegen und in Deutschland haben sich die Preise in einem Jahr so stark verteuert wie in den zehn Jahren davor².

Ist die Angst berechtigt? Natürlich nicht, wir jammern auf hohem Niveau. Es trifft in erster Linie nicht uns, nicht die, die in den reichen Ländern dieser Welt einige Cent mehr für ihre Speise ausgeben. Es trifft, wie immer in solchen Fällen, die Armen. Bei ihnen geht es um Leben und Tod, nicht bei uns. „Der Hunger ist auf die politische Agenda zurückgekehrt“, so zitiert die „Wirtschaftswoche“ den Leiter des International Food Policy Research Institute, Joachim von Braun. Wir hören von Unruhen in Ägypten und Haiti, die Weltbank schätzt, dass in 33 Ländern Hungersnöte drohen und das Potenzial für Aufstände dort sehr groß sei. Wir leben seit Jahren damit, dass etwa 850 Millionen Menschen auf dieser Welt permanent in Hunger leben und nicht wissen, wie sie über den Tag kommen sollen.

Wie kommt das? Hunger ist in erster Linie kein Mengenproblem, sondern ein Verteilungsproblem. Das hat vielfach zu tun mit einer verfehlten Agrarpolitik in

den Entwicklungsländern und mit dem Protektionismus beispielsweise in der EU oder den USA. Neu hinzu kommt, so sagt man, die erhöhte Nachfrage der Schwellenländer wie Indien und China, z.B. beim Verzehr von Fleisch. Wenn die ganze Welt auf unserem Wohlstandsniveau leben würde, hätten wir ein echtes Problem. Dazu kommt die Sorge, dass durch den Anbau von Pflanzen für Biokraftstoffe Flächen für die Nahrungsmittelproduktion verloren gehen würden. Und schließlich „haben Spekulanten die Agrarmärkte als neues Tummelfeld entdeckt.“ Sie haben kein Interesse an gerechter Nahrungsverteilung, sondern an Profit. Nimmt man noch die aktuellen und drohenden Veränderungen durch den selbst verursachten Klimawandel dazu, können wir festhalten, dass ein großer Teil der Hungermisere menschengemacht ist. – Soweit die Situationsbeschreibung. Was bedeutet das nun aus christlicher Sicht?

Erstens: Für Jesus Christus gehören Hungersnöte¹ wie auch Erdbeben oder Kriege zu Zeichen der Endzeit (Mt 24,7). Sie sind ein untrügliches Merkmal dafür, dass die Ankündigung seiner Wiederkunft vertrauenswürdig ist. Und er sagt damit auch, dass es mit unserer Welt im Argen liegt und nicht besser wird. Ungerechtigkeit, Macht- und Profitgier verhindern eine gerechte Verteilung der Nahrungsmittel, Hungersnöte sind vorprogrammiert. „Die Gesetzlosigkeit wird immer mehr überhand nehmen und die Liebe wird bei vielen erkalten.“ (Vers 12). Und weil das alles erst „der Anfang“ ist (Vers 8), müssen wir wohl noch eine Weile damit leben, spätestens bis zum zweiten Kommen Christi.

Zweitens: Als Christen sind wir aufgefordert, verantwortlich zu handeln an Mensch und Natur und die Schwachen, Kranken und Armen dieser Welt zu unterstützen (vergleiche Mt 25,31 ff.).

Machen wir uns bewusst, wie unser Lebensstil das Schicksal anderer Menschen in anderen Teilen der Welt beeinflussen kann, und versuchen wir unser Leben darauf einzustellen und ggf. zu ändern. Wir können die Welt nicht retten, aber unseren Teil tun. Vielleicht kann uns das Handlungsprinzip sein, was der Apostel Paulus anlässlich der Sammlung für die Gemeinde Jerusalem den Spendern gesagt hat: „Im Augenblick habt ihr viel und könnt ihnen helfen. Ein andermal können sie dann mit euch teilen, wenn ihr es nötig habt. Auf diese Weise hat jeder, was er braucht. Erinnert ihr euch, was die Schrift darüber sagt? „Diejenigen, die viel sammelten, behielten nichts übrig, und diejenigen, die nur wenig sammelten, hatten genug.““ (2 Ko 8,14.15) ■

¹ In älteren Lutherübersetzungen (z.B. von 1912) wurde das griechische Wort (*limos*) für „Hungersnot“ mit „teure Zeit“ übersetzt.

² Die Angaben in diesem Beitrag stammen aus folgenden Artikeln: „Pure Not“, *Wirtschaftswoche*, Ausgabe Nr. 18, vom 28.04.2008 ab Seite 26, und „Wut im Bauch“, *Die Zeit*, Ausgabe Nr. 17, vom 17.04.2008 ab Seite 21.

³ Vergleiche: Exodus 16,18

Nachrichten aus einem verlorenen Land

von Axel Schroeder

Schon vor dem verheerenden Zyklon „Nargis“ gehörte Myanmar zu den ärmsten Ländern dieser Welt. Das durchschnittliche Einkommen liegt bei traurigen 30 Dollar, also gerade mal 20 Euro im Monat! Dabei war Burma oder Myanmar, wie die jetzigen Machthaber ihr (untergehendes) Reich nennen, nicht immer so arm. Alte prachtvolle Gebäude im Kolonialstil der Engländer zeugen noch heute vom einstigen Reichtum des Landes. Leider ist davon nicht mehr viel übrig geblieben. Kontinuierlich wurde das Land von der Militärjunta zugrunde gerichtet. Die einstige „Kornkammer“ (eigentlich wird ja Reis angebaut) Asiens ist kaum noch fähig, sich selber zu ernähren. Die selbst ernannten „Generäle“ dagegen erfreuen sich ihres neuen Reichtums. Dabei fällt der Vergleich zu anderen Militärdiktaturen nicht schwer: Je aussichtsloser die Lage, desto mehr Auszeichnungen werden verliehen. Wenn man sich die Struktur der Armee näher anschaut, bemerkt man schnell, dass es fast mehr Generäle als gewöhnliche Soldaten gibt. Im vergangenen Jahr sorgte die Eheschließung der Tochter von Than Shwe, dem obersten General, für Furore. Der Vater schenkte dem jungen Eheglück 50.000.000 Dollar Mitgift.

Mit harter Hand haben die Generäle sich ein Vermögen angeschaufelt, die Macht auf Jahrzehnte gesichert und das Volk dabei völlig vergessen. Doch sie haben ganze Arbeit geleistet: Wer kennt schon



Axel Schroeder studiert an der Theologischen Hochschule Friedensau Internationales Sozialmanagement. Er absolvierte in Burma ein Praktikum bei einer Hilfsorganisation. Im März dieses Jahres erst kehrte er von einem Hilfseinsatz aus Burma zurück. Im Delta war er schon mehrmals und kennt viele, die dem Wirbelsturm zum Opfer fielen.

Myanmar? Hand aufs Herz – haben Sie vor dem Wirbelsturm und den Aufständen der Mönche schon einmal von Myanmar gehört? Zu meiner Verwunderung hörte ich aus dem Munde eines Piloten die Frage, wo Myanmar denn lie-

ge. Wer glaubt, dass es den Menschen seit dem Wirbelsturm schlecht geht, der irrt sich gewaltig. Den Menschen dort erging es schon während der letzten 20 Jahre schlecht und niemand hat sich darum gekümmert. Sicherlich hat das

Leid durch den Wirbelsturm einen neuen Höhepunkt erreicht, doch ist die jetzige Situation nur eine Folge der Missstände der letzten Jahrzehnte.

Die Bemühungen, den Menschen in ihrem Leid helfen zu wollen, sind löblich. Es ist schön, wenn Menschen sich mit dem Leid anderer solidarisieren und helfen wollen. Doch reicht es, einem Menschen immer wieder die Wunden zu verbinden, aber jeden Tag zuzulassen, dass er erneut verwundet wird? Oder müssen nicht auch wir unser Verhalten und unsere Ansichten überdenken, die von Reichtum und Frieden beeinflusst sind? Glauben wir wirklich immer noch, dass durch gutes Zureden die Welt gerechter und friedlicher wird?

Im Falle von Myanmar sieht die Charta der Vereinten Nationen eine klare Vorgehensweise vor. Durch die Missachtung der Menschenwürde verliert die Regierung ihre Legitimation und befugt den Weltsicherheitsrat, zu militärischen Mitteln zu greifen.



Im Delta des Irrawaddy – damals waren es fröhliche Kinder

Gemeinsame Weiterbildung für Pastoren in der Lebens- und Berufsmittle



Midlife-Krise und Karriere machen, verkleinerte Familie und nachlassende Leistungsfähigkeit stellen Herausforderungen im Privatleben und im Beruf dar.

Zu diesen und ähnlichen Themen waren Pastoren zwischen 35 und 55 Jahren, also in der Lebens- und Berufsmittle, zu einer Weiterbildung eingeladen. Das Institut für christliche Dienste (ICD) der Siebenten-Tags-Adventisten, An-Institut an der ThHF, hatte zusammen mit dem Sekretariat für Personalfragen des Bundes Freier evangelischer Gemeinden (BEFG) diese zielgruppenorientierte Weiterbildung konzipiert und durchgeführt.

Elf Pastoren aus beiden Freikirchen kamen für vier Tage ins mittelhessische Bad Endbach, um sich durch Referate, Gruppenarbeit und persönliche Reflexionen mit sich selbst und berufsbezogenen Fragen auseinanderzusetzen. Arne Völkel vom Bund Freier evangelischer Gemeinden stellte die Herausforderungen in der Berufsmittle dar und forderte die Weiterentwicklung pastoraler Kompetenz. Darin sind Denken und Fühlen, Beziehungen und Strukturen einbezogen. Die Führungsaufgabe des Pastors vollzieht



sich dabei in der Spannung zwischen Dienst und Macht. „Ohne Macht geht in der Gemeinde nichts“, so Völkel, und so ist Macht auch nicht das Problem, „sondern die Art, wie wir sie gebrauchen.“

Andreas Bochmann (M.Div., M.A., Ph.D.) von der Theologischen Hochschule Friedensau beschrieb die Herausforderungen in der Berufsmittle, die oft zu



einer sogenannten Midlife-Krise führen können: Die Gesundheit lässt nach, die Kinder verlassen das Haus, Routine im Beruf stellt sich ein und fragt nach neuen Herausforderungen. Auch der Glaube reift und verändert sich und stellt vielleicht ebenfalls Anfragen an das Berufsverständnis des Pastors. „Die Midlife-Krise ist auch eine theologisch-spirituelle Herausforderung“, so Bochmann.

Bei der abschließenden Bewertung der Weiterbildung zeigten sich alle Teilnehmer sehr zufrieden und konnten viele persönliche Anregungen mitnehmen. Aber auch die interkonfessionelle Begegnung als Brüder und Kollegen war als bereichernd erlebt worden. „Gut zu wissen, dass es bei euch ähnlich zugeht wie bei uns“, war der einhellige Tenor.

Roland E. Fischer, ICD

2. Alumnitreffen in Friedensau



Bei hochsommerlichem Wetter trafen sich am letzten Wochenende im Mai Absolventen der Jahrgänge 2000-2007 an ihrer alma mater. Für die einen war mehr, für die anderen weniger Zeit seit dem Diplom- oder Masterabschluss in Friedensau vergangen. Jetzt kamen sie zurück, um Freundschaften zu pflegen, Erinnerungen wachzurufen oder einfach wieder einmal nur die Luft an ihrer Hochschule zu schnuppern.

Bei der traditionellen Sabbatanfang-Vesper am Freitagabend in der Aula gab es deshalb viele Hände zu schütteln, große und kleine, denn aus mancher Studentin und manchem Studenten war inzwischen eine Mutti und ein Vati geworden. Den Gottesdienst am Sabbat empfand mancher wie ein Nachhausekommen. Ob beim Bläsergottesdienst in der Kapelle oder dem All-Nations-Gottesdienst in der Aula, bei dem eine Alumna, Stephanie Kelm, die Predigt hielt – für jeden war etwas dabei.

Ganz gespannt warteten die meisten auf die Führung durch die neue Bibliothek, die am Nachmittag angesetzt war. Mancher bekam den Mund vor Staunen kaum wieder zu, was für ein schönes, von

Licht durchflutetes Gebäude entstanden war. Ralph Köhler, der Bibliothekar, nahm sich viel Zeit, um das Haus in seiner Vielfalt vorzustellen und auf alle Fragen zu antworten. Doch die Zeit verging viel zu schnell und anstelle des normalen Abendessens in der Mensa stand ein festlicher Empfang in den Räumen der ehemaligen Bibliothek, zusammen mit den gegenwärtigen Studenten und Dozenten, auf dem Programm. Nachdem ein

reichhaltiges Buffet (großer Dank an die Mensaküche und das Gästehaus!) nichts zu wünschen übrig gelassen hatte, stellten einige Dozenten aus beiden Fachbereichen Forschungsprojekte und neue Studiengänge vor. Die spontane Reaktion eines Ehemaligen: Da würde ich ja glatt noch einmal nach Friedensau zum Studium kommen.

Am Sonntagvormittag waren die Alumni unter sich. Jeder erzählte ein wenig von dem, was aus ihm geworden war. Das schloss Dankbarkeit und Freude, aber auch Sorge und Unsicherheit mit ein. An dieser Stelle wurde deutlich, wie gut es tut, sich von andern Ehemaligen verstanden und auch getragen zu wissen. Den Abschluss bildete eine ausgiebige Diskussion darüber, wie in Zukunft die Alumniarbeit gepflegt werden kann. Dabei geht es nicht allein um regelmäßige Treffen, sondern auch um Fragen, wie zwischen den Alumni und der Hochschule Netzwerke geknüpft werden können, von denen alle profitieren.

Dass auch den Kindern der ehemaligen Studenten die Zeit auf dem großen Campus von Friedensau, der zur Erkundung einlädt, gefallen hat, äußerte einer von ihnen mit den Worten: Friedensau ist das schönste Dorf der ganzen Welt!

Johannes Hartlapp

Manohar Raju Kandikatla



Aus Indien kam ich im Jahr 2001 nach Friedensau. Zunächst lernte ich Deutsch als Fremdsprache und studierte daraufhin bis 2004 im Fachbereich Theologie. Von der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main erhielt ich anschließend eine Promotionszusage. Leider musste ich die Promotion nach zwei Semestern aus familiären Gründen abbrechen. Ende 2005 kehrte ich nach

Indien zurück und wirkte als Pastor in Bengaluru, einer Stadt mit fünf Millionen Einwohnern im Süden Indiens. Meine Frau Reshma Anupama, die ich im März 2005 geheiratet habe, ist Lehrerin für Mathematik, Informatik und Physik. Am 3. Januar 2008 wurde unsere Tochter Ramona Rhesa geboren.

Was bedeutet mir Friedensau? Die Zeit in Friedensau hat nicht nur meinen Horizont geweitet, sondern mich auch durch die studentische Arbeit im Seniorenpflegeheim zu einem reiferen Menschen gemacht. Der Austausch mit anderen Kulturen hat meine Beziehungsfähigkeit gestärkt und mir viele Freundschaften geschenkt. Mein Wissen und meine Kompetenz haben erheblich von Friedensauer Dozenten profitiert. Besonders danken möchte ich Prof. Dr. Horst Rolly, Dr. Johannes Hartlapp, Dr. Jary Saraswati, Dr. Steffi Protassow und Ursula Worschech. Viele wunderbare Menschen habe ich in Friedensau getroffen und bis heute bin ich mit vielen im Kontakt.

Alle Freunde aus der Friedensauer Zeit grüße ich herzlich aus Bengaluru, Indien.

Manohar Raju Kandikatla



Markus Mühlung „Grundinformation Eschatologie“

Im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen, von einem Nebenschauplatz der Theologie zu einem stark pulsierenden Themengebiet voller Dynamik und kontroverser Diskussion. Im Jahr 1901 konnte Ernst Troeltsch noch sagen: „Das eschatologische Büro ist heutzutage meist geschlossen.“ Doch die Erfahrung zweier Weltkriege, eine Kriegsmaschinerie als Gesellschaftsform und die industriell organisierte Ausmerzungen des jüdischen Volkes ließen ganz neu nach der christlichen Zukunftserwartung fragen. So kam Hans Urs von Balthasar 1957 zu dem Schluss, dass das eschatologische Büro zwischenzeitlich sogar „Überstunden“ mache.

Markus Mühlung, Privatdozent für systematische Theologie an der Universität Heidelberg, bietet in seinem Buch „Grundinformation Eschatologie“ einen klar strukturierten Überblick über die Arbeitsergebnisse jener bildlichen „Überstunden“ des eschatologischen Nachdenkens. Mühlung ist es dabei gelungen, die in den Problemfeldern hintergründig enthaltenen Fragen präzise herauszuarbeiten und die einzelnen Gedankenschritte mit Kernsätzen zusammenzufassen. Die „Grundinformation Eschatologie“ ist damit ein wertvolles Kompendium für Theologen und Interessierte, die einen vertieften Zugang zu dem Thema suchen.

Mühlung verknüpft die christliche Zukunftserwartung mit dem dreieinigen Wesen Gottes. Christliche Hoffnung schöpft ihren Inhalt aus der Geschichte Gottes mit Israel (Gott, der Vater), der Geschichte Gottes in Jesus Christus (Gott, der Sohn) und der Geschichte Gottes mit der Kirche (Gott, der Heilige Geist). Aus der Offenbarung Gottes in der Geschichte der Welt ist das Wesen Gottes zu erkennen. Gottes Handeln lässt sich so beschreiben, „dass der Vater immer der Ursprung allen Handelns Gottes ist, der Sohn immer die Gegenwart und der Heilige Geist immer die Zukunft.“ (71) Die Zukunft, die der Heilige Geist schafft, ist durch nichts zu übertreffen. Weil diese Zukunft Bestand hat, kann Gottes Handeln als Vater und Sohn nicht zu einer abgeschlossenen Handlung in der Vergangenheit werden, die keine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft hat.

Hinsichtlich der Wiederkunft Jesu unterscheidet Mühlung zwischen einem (1) zeitlosen, einem (2) übergeschichtlichen, einem (3) geschichtlichen und einem (4) zyklischen Wiederkunftsverständnis.

Das (1) zeitlose Verständnis beinhaltet, dass Gott dem Menschen, der durch die Sünde von Gott und sich selbst entfremdet ist, Anteil am neuen Sein mit Gott schenkt. Damit ist kein zukünftiges Ereignis gemeint, sondern ein Grundgeschehen des Glaubens.

Dem (2) übergeschichtlichen Wiederkunftsverständnis liegt die Vorstellung zugrunde, dass die Ewigkeit nicht nach dem Ende der Geschichte beginnt, sondern über der Geschichte steht und jedem geschichtlichen Zeitpunkt gleich nahe ist. Wo die Geschichte eines Menschen endet, begegnet ihm Christus, der in die Ewigkeit überführt.

Das (3) geschichtliche Wiederkunftsverständnis beschreibt eine mehrfache Erscheinung Christi. Demnach beginnt die endzeitliche Wiederkunft bereits zu Ostern mit der Erscheinung des Auferstandenen vor seinen Jüngern. Die zweite Wiederkunft besteht darin, dass Christus durch den Heiligen Geist in der Kirche gegenwärtig ist. Die dritte Wiederkunft ist schließlich eine kollektive Erfahrung am Ende der Geschichte. Alle drei sind verschiedene Formen des gleichen Geschehens.

Im (4) zyklischen Modell wird davon ausgegangen, dass die Ewigkeit der Geschöpfe weder zeitlos ist, noch eine bloße Verlängerung der Zeit ins Unendliche. Vielmehr erfahren die Geschöpfe in der Ewigkeit eine kreisförmige Zeit. Indem Gott alles durchdringt und allgegenwärtig ist, geht die Schöpfung in diese kreisförmige Zeit ein.

Am Ende seines Buchs spürt Mühlung den sprachlichen Bildern nach, die die Vollendung des Reiches Gottes beschreiben, und benennt die Musik als außer-biblisches Bild: „Das letzte Wort, das über Gottes dreieiniges Sein zu sagen ist, ist, dass er eine großartige Fuge ist ... Wenn ich die Idee einer Gesellschaft bilden sollte, die im höchsten Maß glücklich ist, wäre dies eine Gesellschaft ... in der zueinander gesungen wird ... Das belebende Ziel des Lebens des Reiches Gottes ist perfekte Harmonie zwischen dem Gespräch der Erlösten und dem Gespräch, das Gott ist. In dem Gespräch, das Gott ist, sind Bedeutung und Melodie dasselbe. Das Ziel ist Musik.“ (315, Zitat R. Jenson)

Markus Mühlung: Grundinformation Eschatologie, Vandenhoeck & Ruprecht 2007 (UTB 2918), 352 Seiten, ISBN 978-3-825-22918-4, EUR 24,90

Dietmar Päschel ■

Am 25. April 2008 stellte Dr. Hans-Joachim Maaz in der Reihe der Buchlesungen der Hochschulbibliothek Friedensau sein Buch

„Die Liebesfalle – Spielregeln für eine neue Beziehungskultur“ vor.



Maaz, geb. 1943, studierte in Halle Medizin, leitete danach eine neurologisch-psychiatrische Abteilung in Beeskow und arbeitete anschließend als Chefarzt der Psychotherapeutischen Klinik im Evangelischen Diakoniewerk Halle. Hans-Joachim Maaz ist heute Facharzt für Neurologie und Psychiatrie sowie für Psychotherapeutische Medizin und Psychoanalyse. Er ist Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft für analytische Psychotherapie und Tiefenpsychologie“ und des „Mitteldeutschen Instituts für Psychoanalyse Halle e.V.“.

Der Wunsch, Menschen in ihrer Not und bei Unsicherheit in Beziehungsfragen zu unterstützen und Hilfe zu leisten, bewegte Maaz dazu, dieses Buch zu schreiben, in dem er zum Nachdenken und zur kritischen Auseinandersetzung mit sich selbst und den unterschiedlichen Lebensumständen anregt. Nicht selten weigern sich Menschen, einen Therapeuten aufzusuchen, selbst dann nicht, wenn ihnen durchaus bewusst ist, dass sie professionelle Hilfe benötigen. An dieser Stelle soll das Buch „Die Liebesfalle“ zum gewünschten Heilungsprozess verhelfen.

Ganz allgemein gesehen, geht es darin um die Paarbeziehung zwischen Mann und Frau, um Liebe, aber auch um tiefe Enttäuschungen, die aufgrund unerfüllt bleibender Erwartungen entstanden sind. Der Autor macht Mut zu einer neuen Beziehungskultur, die nur durch Reflexion der eigenen Befindlichkeit, des eigenen Fühlens und Handelns, durch unverstelltes Mitteilen, klare An- und Aussagen,

Zuhören und stete Verhandlungsbereitschaft gelingen kann.

Ein weiteres Thema ist die Eltern-Kind-Beziehung, wo der Autor auf unterschiedliche Störungsformen der Mütterlichkeit und Väterlichkeit eingeht. Psychische Probleme im Erwachsenenalter lassen auf mögliche Defizite in der Kindheit schließen. Nicht selten legt der Umstand einer unglücklich verlaufenen Kindheit die Basis für eine verzerrte Wahrnehmung, die wiederum dazu führt, dass bestimmte Eigenschaften unbewusst auf den Partner übertragen werden und er so durch eine bestimmte „Brille“ gesehen wird. Um dem vorzubeugen, empfiehlt Maaz, sich an bestimmte „Spielregeln“ zu halten, die eine gelingende Partnerschaft wahrscheinlicher werden lassen.

Bei seiner Lesung in der Friedensauer Kapelle appellierte Hans-Joachim Maaz an die Eltern, „Kinder gut zu behandeln, ihre Bedürfnisse angemessen zu befriedigen und sie zu lehren, Begrenzungen emotional zu verarbeiten. Kindern Sicherheit und zugleich Freiheit zu gewähren, sind die wichtigsten Voraussetzungen, um frühe schwere Verletzungen und Defizite zu vermeiden. Der gute Umgang mit Kindern ist unsere wichtigste Investition in die Zukunft“.

Die Buchvorstellung wurde mit einer lebendigen, interessanten Diskussion abgeschlossen.

Margarita Grasser ■



Interview Sarah Wegert

Sarah, seit Beginn des Wintersemesters 2007/2008 studierst du hier an der Theologischen Hochschule Friedensau im Bachelorstudiengang „Soziale Arbeit“. Was hat dich veranlasst, hierher nach Friedensau zu kommen?

Sarah: Im Frühling letzten Jahres wurde ich durch Werbung in der „Youngsta“ auf die Theologische Hochschule Friedensau aufmerksam. Ich selbst konnte mich an Friedensau nicht erinnern, auch wenn ich als Kind mit 1 ½ Jahren mit meinen Eltern hier schon im Urlaub war. Meinen Eltern ist der Ort immer in guter Erinnerung geblieben. Deshalb machte ich mich dann schnellstmöglich von Mecklenburg-Vorpommern auf, um Friedensau einmal selbst zu entdecken und zu erleben. Lilli Unrau, Registrarin im Dekanat des Fachbereichs Theologie, war so freundlich, mich über das Gelände zu führen, und ich stellte fest, dass meine Eltern mir nicht zu viel versprochen hatten. Die wunderschönen alten Häuser

und das Grün drum herum faszinierten mich! Ja, dieser kleine Ort sollte der beste und ruhigste Platz für mich zum Studieren werden.

Was gefällt dir besonders an Friedensau?

Sarah: Schon immer hatte ich Angst vor überfüllten Hörsälen und Professoren, denen nicht wichtig ist, ob ich etwas lerne. Davor brauche ich mich hier definitiv nicht zu fürchten. Hier habe ich die Chance, die Menschen kennenzulernen und Gemeinschaft zu haben. Für mich spielt auch das christliche Umfeld eine große Rolle. Die Toleranz gegenüber Nicht-Adventisten ist für mich sehr wichtig. Ich selbst bin Baptistin, aber ich spüre hier eine Stärkung für mein Glaubensleben. Der Hauskreis, den ich hier gefunden habe, ist wunderbar und hilft mir dabei.

Ich fahre zwar jedes Wochenende nach Hause, aber ich fühle mich hier sehr wohl. Die Entscheidung, hier zu studieren, war richtig und ich werde sie auch nicht bereuen.

Das Interview mit Sarah Wegert führte Esther Canedo ■

Vorbereitung auf das Sänger-Bundestreffen 2009

Für das nächste Jahr, vom 1. bis zum 4. Mai 2009, ist das 4. Sänger-Bundestreffen geplant. Alle adventistischen Chöre bzw. Sänger(innen) werden sich dafür in der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover treffen. Für diese Veranstaltung wird auch ein neues Chorheft erstellt, damit wir wieder neue und bekannte Literatur miteinander singen können.

Damit die Chorleiter(innen) die Sätze gut vorbereiten können, bieten die beiden deutschen Verbände in Zusammenarbeit mit der Theologischen Hochschule Friedensau eine Bundes-Chorleiter-schulung in Friedensau an. Termin: 2. bis 5. Oktober 2008.

In den nächsten Wochen werden die Anmeldeformulare und Informationen dafür verschickt. Jede(r) Angemeldete erhält dann automatisch auch das neue Chorheft zur Vorbereitung der Tagung.

Bei dieser Chorleiterschulung werden wir neben der Einführung in das Chorheft auch Gruppenarbeit für Chorleitung, Bläserchorleitung und Orchesterleitung entsprechend den Vorkenntnissen anbieten. Darüber hinaus wird es für alle interessante Workshops – zum Beispiel zum Thema Chorsingen – geben. Als Höhepunkt dieser Tagung werden die Teilnehmer(innen) den Gottesdienst in der Friedensauer Kapelle musikalisch gestalten. Wir freuen uns auf zahlreiche Anmeldungen zur Chorleiterschulung und dann natürlich auch auf starke Beteiligung beim Sängerbundestreffen in Hannover.

André Hummel ■

Macht es dir Spaß, mit Kindern zu arbeiten? Möchtest du Friedensau als Mitarbeiter auf Zeit kennenlernen? In Friedensau ist eine solche Volontär-Stelle frei:

Volontär für Kindergartenprojekt gesucht

Auf dem Friedensauer Campus entsteht ein Kindergarten der Verbandsgemeinde Möckern-Friedensau, der staatlich gefördert und im christlichen Kontext unter der Leitung der Theologischen Hochschule Friedensau geführt wird.

Interessiert? Dann wende dich bitte an den Kanzler der Hochschule, Roland Nickel.
E-Mail: roland.nickel@thh-friedensau.de

Artikel zu Ehe und Partnerschaft (Thomas Domanyi, Dietmar Päschel), DIALOG November/Dezember 2007, und Leserbrief von Pastoren aus Baden-Württemberg, DIALOG März/April 2008

Wir leben in einer sich schnell ändernden, immer komplexeren Welt. Auf viele unserer heutigen Probleme gibt uns die Bibel keine direkte Antwort – weil es diese Probleme zur damaligen Zeit noch nicht gab. Deshalb ist es wichtig, diese Probleme zu erkennen und sich ernsthaft damit auseinanderzusetzen, um zu einer, auch biblisch vertretbaren, Lösung zu kommen. Dazu möchte auch die Info-schrift DIALOG beitragen. Und wie schon der Name sagt, wird der Dialog gesucht, das Gespräch. Jesus suchte immer den Dialog mit den Theologen und Laien seiner Zeit. Vor allem ging es ihm um das Wohl des Menschen, in seiner von Gott gewollten Ganzheit, nicht um theologische Spitzfindigkeiten. Durch die Nachricht, dass in Baden-Württemberg Pastoren und Ausschüsse Gemeindegliedern den DIALOG ersparen wollen, fühle ich mich ins Mittelalter zurückversetzt. Dürfen mündige Christen sich nicht mehr selbst ein Bild machen, sich nicht mehr selbst eine Meinung bilden? Wer hat denn in Baden-Württemberg die absolute Weisheit mit Löffeln gefressen, dass er/sie meint, das verhindern zu müssen? Ein Glück, dass „Bücherverbrennung“ gerade einen negativen Beigeschmack hat. So bleibt dem DIALOG dieses Schicksal erspart. Ich muss doch nicht mit allem einverstanden sein, was im DIALOG steht. Aber es lohnt sich, darüber nachzudenken, und bietet die Chance, miteinander ins Gespräch zu kommen. Gerade den Artikel: „Zum Wert von Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit“ von Bernhard Oestreich (DIALOG März/April 2008) empfehle ich in diesem Zusammenhang zu lesen. Wer so mit der „Keule“ um sich schlägt, wie das in einigen Gemeinden geschieht, dem sind die Argumente ausgegangen. Ich selbst kann auch nicht zu allem, was im DIALOG steht, ja sagen. Trotzdem werde ich weiterhin Nutzen für mich aus dieser Schrift ziehen. Allen Gemeindegliedern in „Quarantäne“ wünsche ich, dass sie den Mut haben, sich selbst ein Bild zu machen und sich gegen die unzumutbare Bevormundung zu wehren.

Bernd Marzinkewitsch, Frankweiler ■

Ich finde es bemerkenswert, wenn zu einem Artikel im DIALOG eine gemeinsame Stellungnahme von Pastoren aus Baden-Württemberg erfolgt. Wenn jemand einen konstruktiven Beitrag zum gegenseitigen Austausch leisten möchte, sind dafür nicht unbedingt 10 Unterschriften auf einem Leserbrief erforderlich. Selbstverständlich ist das legitim, interessant ist jedoch, dass Argumente für die eigene Positionierung anscheinend nicht als ausreichend empfunden wurden. Endgültig fragwürdig wird es dann allerdings, wenn einige Verantwortungsträger sich einem Dialog verweigern, indem sie die Auslieferung des DIALOG in ihren Gemeinden unterbinden wollen. Nach dem Motto „Erst wenn sich der DIALOG unseren Vorstellungen anpasst, stellen wir es unseren Gemeindegliedern wieder zur Verfügung“. Eigentlich sollten derartige machtpolitische Verhaltensweisen nicht den Umgang unter Erwachsenen und schon gar nicht unter Christen prägen. Darüber hinaus offenbart dies ein merkwürdiges Menschenbild, das einige Leiter in Baden-Württemberg gegenüber Mitgeschwistern an den Tag legen. Es scheint so, als sei dieses Bild in den Gemeinden dominiert von unmündigen Menschen, die nicht in der Lage sind, selbst zu urteilen und Diskussionsbeiträge eigenverantwortlich einzuordnen. Daher benötigen diese mit einem verantwortlichen Meinungsbildungsprozess überforderten und daher orientierungslosen Gemeindeglieder eine klare Richtung und eindeutige Weisungen als Vorgabe. In diesem Zusammenhang – so könnte man meinen – kommt eine Stellungnahme der Pastoren in Baden-Württemberg gerade richtig, denn so braucht sich das „einfache“ Gemeindeglied schon nicht den eigenen Kopf zu zerbrechen. Aus meiner Sicht spricht Michael Dörnbrack den Kern des Problems an, wenn er andeutet, dass unter den Pastoren in Baden-Württemberg erhebliche Sorgen existieren. Möglicherweise gibt es dort sehr viele Sorgen und Ängste. Ich halte es für sehr wichtig, dass diese Ängste formuliert und die Ursachen dafür aufgearbeitet werden. Wenn nicht, wird ein offener, sachlich-inhaltlicher Gedankenaustausch in und mit Baden-Württemberg sehr schwierig werden.

Frank Schönfeld, Backnang ■



„UNTERSTÜTZER GESUCHT“

BIBLIOTHEK FRIEDENSAU

SPENDENKONTO:
Friedensauer
Hochschul-Stiftung
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 810 205 00, Konto 1899

DIALOG

DIALOG wird herausgegeben von der Theologischen Hochschule Friedensau
Referat Marketing und Öffentlichkeitsarbeit
An der Ihle 19, 39291 Friedensau
Fon 0 39 21.916-127, Fax 0 39 21.916-120
E-Mail: dialog@thh-friedensau.de

Spendenkonto:
Friedensauer Hochschul-Stiftung
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 810 205 00, Konto 1899

Gesamtverantwortung:
Prof. Johann Gerhardt, M.Div., D.Min.

Redaktionsleitung: Martin Glaser

Redaktion: Esther Canedo, Andrea Cramer, Nils Dreiling, Johann Gerhardt, Roland Nickel, Dietmar Päschel, Karola Vierus

Gestaltung und Produktion:
advison Design + Communication, Mainz

Druck: Grindeldruck GmbH, Hamburg

DIALOG erscheint alle zwei Monate
Ausgabe: Juli/August 2008

www.thh-friedensau.de



Die Theologische Hochschule Friedensau
ist eine Einrichtung der
Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten